

**Andreas Nentwich**

## **Karl Wolfskehl (1869–1948)**

**– nebst einem neu aufgefundenen Dokument zu Wolfskehls  
Gießener Studienzeit**

*Judith Köllhofer-Wolfskehl († 17. 11. 1983) zum Gedächtnis*

*Vorbemerkung:* Der folgende biographische Essay<sup>1</sup> soll an den deutsch-jüdischen Dichter und Gießener Studenten Karl Wolfskehl erinnern. Er entstand im Zusammenhang mit einer Karl Wolfskehl-Ausstellung im Institut für neuere deutsche Literatur der Justus-Liebig-Universität Gießen, die ich auf Anregung von Prof. Dr. Conrad Wiedemann zusammengestellt habe (Eröffnung am 1. 11. 1983).

Aus meinen Quellenforschungen zur Gießener Zeit des Dichters<sup>2</sup> (WS. 1887–SS. 1888 und SS. 1890–SS. 1893) teile ich im Anschluß an den Essay das m. E. wichtigste Dokument mit, eine bislang unveröffentlichte Charakteristik des jungen Wolfskehl.

### I

Anreger, Förderer, Vermittler, Polyhistor, Bibliophile, Editor, Zionist, Kosmiker, Miniaturelfanten- und Krückstocksammler, George-Jünger, Wotan, homerisch-urtümlicher Seher, Untergangsprophet, Kind – all das soll Wolfskehl gewesen sein, fast all das und mehr ist er gewesen. Auf das ‚Mehr‘ hat er selbst mit Nachdruck verwiesen: „Ich verberge mich allen Menschen, denen ich amüsant oder hochinteressant erscheine. All das bin ich nicht – eher das Gegenteil.“<sup>3</sup> Tatsächlich entzieht sich Wolfskehl jeder Annäherung, die nicht seinem strenggefaßten Selbstverständnis als Deutscher, als Jude und vor allem als Dichter gerecht zu werden sucht. Damit soll nicht in Abrede gestellt sein, daß er stets auch der „Ballwerfer mit sternem in taumel und tanz“<sup>4</sup> gewesen ist, als den Stefan George ihn charakterisierte. Aber George wußte gut, daß alles Schweifen seines treuen „Trabanten“<sup>5</sup> auf eine Doktrin zurückgeführt sein

wollte, die er selbst für seine Umgebung ausgegeben hatte. Es war dies die für den George-Kreis konstitutive und in George selbst zur Perfektion gelangte Konzeption eines zeitenthobenen Priester-Dichtertums: der Dichter als Sprachrohr des Absoluten oder – nach einem Diktum Wolfskehls – als „Durchbruchstelle für die Wirklichkeit der Götter“<sup>6</sup>. Wolfskehl hat es vermocht, seine expansive, von „mesianischer Unruhe“<sup>7</sup> bewegte Natur unter das Postulat Georges zu stellen, ohne sich auf den Hermetismus seines „Meisters“ zu verpflichten:

Es gibt zwei Grundtypen des dichterischen Menschen: den Schaffenden und den Verkünder. Der Schaffende (St. George) ist der Meister, der Führer, wird vom pädagogischen Furor getrieben. Der Verkünder hat keine Jünger, will keine Jünger. Er muß sich ausströmen, ausgießen, seine Gedichte laut werden lassen. [...] der Verkünder will nicht wandeln: er spricht das Verwandte im Andern an, ruft es auf.<sup>8</sup>

Mit Hilfe solcher Zuweisungen näherte Wolfskehl Georges strenge Kunstreligion dem eigenen Erlebnishunger an, sicherte seinem privaten Kosmos die Legitimität im Rahmen des verpflichtenden Konzepts von Dichterpriorität als einer nicht mehr hinterfragbaren Ermächtigung.

Der genialische Aktivismus des „Horchers und Wissers von überall“<sup>9</sup> war aufs engste verknüpft mit der Verkünderrolle, die er für sich beanspruchte. Aus ihr leitete er das Recht ab, sich „Gottes schaffendem Atem“<sup>10</sup>, der Inspiration, in jedem Bereich auszusetzen, in den sein „Fug“ (Schicksal) ihn verschlüge. Dahinter stand der Glaube, daß sich Ewigkeitswerte im

Wort realisieren und der Dichter als das Medium einer wie immer gearteten Transzendenz anzusehen sei. Demgemäß sah er sich der Verpflichtung ausgesetzt, im Zeitlichen – einschließlich der eigenen Existenz – die Chiffren eines überzeitlich Gültigen neben dem nur Zufälligen erkennbar zu machen und im Gedicht zu bewahren. Wenn Wolfskehl wenig „Amüsantes oder Hochinteressantes“ an sich selbst entdecken mochte, so deshalb, weil er seine gesamte Existenz zunehmend als verschlüsselten Auftrag und entsprechend unter dem Zeichen einer Teilhabe an weltgestaltenden Kräften sah. Angesichts solcher Prämissen mußte Wolfskehl sein Leben als einzigen Verweis, Schicksalsschläge gar als Appelle an seine Gestaltungskraft begreifen. Aus seiner schmerzlichsten Erfahrung im „falschen Tag“ der Zeit<sup>11</sup>, dem Schicksal als deutscher Jude in der selbstgewählten Ferne des neuseeländischen Exils, erwuchs ihm so ein Pathos der Verzweiflung, des Zorns, auch des Verzeihens, in dem sein Anspruch, als Dichter „ab altare“<sup>12</sup>, gleichsam von Gnaden eines im Wort sich gebenden erzürnten Weltgeistes zu sprechen, Überlebensstrategie wird. In seinem „Lebenslied an die Deutschen“ (1934–44), seinem „Hiob“-Gedicht (1938–45) und in dem großartigen Zeugnis seiner Exilsbriefe (1938–48) dokumentieren sich das Vertrauen in die metaphysische Gewalt des Dichterworts wie ebenso die faktische Ohnmacht einer Existenz, die ihre Lebenskraft allein noch aus dem Glauben an die Verpflichtung zur Zeugenschaft bezog.

Der Name Wolfskehl ist urkundlich vom 17. Jahrhundert an belegt. Einer Wolfskehlschen Familienlegende nach stammt sein erster Träger, Jehuda (vorm.) Löb aus Wolfskehlen bei Darmstadt, von einem Zweig der toskanischen Gelehrtenfamilie Kalonymus ab, der unter Karl dem

Großen – einer anderen Version zufolge unter dem persönlichen Schutz Ottos des Zweiten<sup>13</sup> – nach Mainz gelangt war und dort bis zum Judenpogrom 1091 hohes Ansehen genoß. Die gläubigstolze Bewahrung dieser ungesicherten Überlieferung im Gespräch, in Briefen und sogar im „weltschaffenden“<sup>14</sup> Gedicht ist bezeichnend für Wolfskehls mythisches Geschichtsbild und hat ohne Zweifel sein Selbstverständnis als Jude wie als Deutscher nachhaltig geprägt. So begründet etwa der Exilant in einem Brief von 1947 sein Recht zur Verurteilung Deutschlands als das eines „durch tausendjähriges Siedeln im selben Gau urbürtig Gewordenen“<sup>15</sup>.

Karl Wolfskehl kam als ältestes von drei Kindern des Bankiers Otto Wolfskehl (1841–1907) und seiner ersten Frau Paula, geb. Simon (1848–1876), am 17. September 1869 zur Welt.<sup>16</sup> In dieser Zeit gehörte die Familie längst zur Hautevolee Darmstadts. Sie war jüdischen Glaubens, aber kulturell assimiliert. Die Wolfskehls führten ein großes Haus, widmeten sich der Wohlfahrtspflege und den kulturellen Belangen der großherzoglichen Residenz. Der Vater besaß eine umfangreiche Bibliothek, in der besonders heimat- und religionsgeschichtliche Werke vertreten waren. Hier dürfte sich der Schüler des renommierten Ludwig-Georgs-Gymnasiums (1878–87)<sup>17</sup> die Grundlagen zu einer Bildung erarbeitet haben, die ihm späterhin den Ruf eines „uomo universale“ eintrug. Im einzelnen sind Nachrichten über Wolfskehls Darmstädter Jugendjahre dünn gesät. In Neuseeland, seinem letzten Exil, soll er „oft und gern“ über diese Zeit gesprochen haben, immer im breitesten Darmstädter Dialekt.<sup>18</sup>

Ende Oktober 1887 immatrikulierte er sich an der hessischen Landesuniversität Gießen für die Fächer Germanistik und Geschichte. Dort schloß er auch im Sep-



Abb. 1: Karl Wolfskehl, 35jährig. München 1904

tember 1893, nach Zwischensemestern in Leipzig und Berlin, seine Studien mit einer Promotion über „Germanische Werbungssagen“ bei Otto Behaghel ab.

Zum Jahresende 1893 zog Wolfskehl nach München, zunächst für anderthalb Jahre. Damit begann ein Lebensabschnitt von vierzig Jahre wählender Kontinuität. Das München der Jahrhundertwende öffnete ihm zunächst alle Möglichkeiten individueller Entfaltung. Doch dem wirkte konzentrierend der Einfluß eines einzelnen Mannes entgegen: In der Gestalt Stefan Georges sah sich Wolfskehl einem Gegenentwurf zur eigenen Person konfrontiert, der ihm als der ungleich gelungenere erschien. Bis ins Jahr 1933 stand Wolfskehl unter dieser Spannung, trotz zeitweiliger Entfernung von ‚seiner‘ Stadt und trotz der spätestens 1904 einsetzenden Abwendung Georges von ihm. Erst 1933, am 27. Februar, einen Tag nach dem Berliner Reichstagsbrand, nahm er für immer Abschied von München, „der Stadt, deren Ruhm und Art ich verkündet habe und vermehrt wie nur einer“. <sup>19</sup> Und am 4. Dezember starb in Minusio bei Locarno Stefan George, es erlosch der „Stern der Wende“. <sup>20</sup> Das Jahr 1933 beschloß so einen Kreis, der sich 1893 für Wolfskehl aufgetan hatte.

Die „Wende“ zu George war noch vor dem Wechsel nach München erfolgt. Wolfskehl hatte dessen frühe Gedichte <sup>21</sup> schon im Herbst 1892 durch Vermittlung seines Gießener Freundes Georg Edward (1869–1969) kennengelernt. Im August 1893 stand er dann seinem Dichter persönlich gegenüber: „Als Literaturhistoriker ist er die Treppen zu George hinaufgestiegen – als Dichter ist er mit dem Dichter hinab gegangen und im Abendlicht durch die Straßen Münchens gewandelt“ (Salin). <sup>22</sup> Ob es wirklich so war – fest steht, daß die Begegnung mit dem Dichter und Menschen George ihm gab, was die positi-

vistisch ausgerichtete Wissenschaft seines Doktorvaters Behaghel und der meisten seiner Lehrer ihm nicht hatte geben können: ein Vorbild, einen Glauben und Gewißheit über den einzuschlagenden Weg. Wolfskehl sah sich von nun an zum Dichter bestimmt. Und er erlebte an dem nur wenig älteren George, was ihm, der bis dahin unter der bindingslosen Streuung seiner Interessen und Kenntnisse gelitten hatte, als das schlechthin Überlegene erscheinen mußte: Nüchternheit, Maß bis zur Askese, geistige Ökonomie, Sendungsbewußtsein und als Resultat solcher Qualitäten die Geste des herrscherlichen Willens.

Wolfskehl unterwarf sich dem lebenden „Denkmal einheitlichen Menschentums“ <sup>23</sup> auf seine Weise. Die schon früh ihm eigene Neigung zu mythischer Überhöhung lieferte ihn mitunter verbalem Mißgeschick und exegetischen Entgleisungen aus. „Ich bin dein knecht ich will dein Petrus sein“. <sup>24</sup> Im Grunde aber verkannten weder George noch er, daß völlige Selbstaufgabe außerhalb seiner Möglichkeiten und wohl auch des ihm Zutraglichen lag. Allerdings begann die dionysische Wesensfülle Wolfskehls George schon vor der Jahrhundertwende zu irritieren:

*Wir seligen! die gottentsandten sprecher  
Nur wagen diesen laut · auf deinen fähren  
Erklang er täglich aus umkränzttem becher  
Und dennoch fühl ich reue in mir gären:  
Dein leben ehrend muss ich es vermeiden ·  
Dein lächeln und das glück  
(für dich das wahre)  
Ich muß zurück auf meere dumpfer leiden ·  
In meine wunderbaren wehmutjahre. <sup>25</sup>*

Das an Wolfskehl gerichtete Gedicht aus dem „Jahr der Seele“ (1897) zeigt freilich auch, wie sehr George seinen Bewunderer als Ebenbürtigen anerkannte. Noch überwog das Bewußtsein gemeinsamer Erwäh-

lung den in der zweiten Strophe zur Sprache gebrachten Anspruch auf nicht (mit-)teilbares Leiden. Wolfskehl seinerseits definierte die Bedeutung Georges für sein Leben – und implizit deren Grenze – in dem Rollengedicht „Der Meister“ (1903). Als Erwecker und Führer, als primus, der die pares auf ihr Eigenes weist, läßt er George zu den Freunden sprechen. Von Nachahmung aber ist nicht die Rede:

*All was in euch quillt  
und sich selber nicht kennt  
Verwornen flackerns düster brennt –  
Lös ich in scheinen die euer sind  
[...]  
Euch dank ich mein WISSEN:  
mir danket den WEG!*<sup>26</sup>

Von dieser Haltung gegenüber seinem Vollkommenheitsideal ist Wolfskehl nicht

abgewichen. In der späteren „Künder“-Konzeption erscheint das Postulat auf Eigenständigkeit ebenso gewahrt wie in dem persönlichsten seiner Aufsätze über George: „Obwohl [...] mein erstes wirkliches Gedicht erst ein gutes Jahr später in den „Blättern“ [„Bl.f.d.Kunst“ II,2, März 1894] erschien“, erinnert er sich seines ersten Eindrucks von den Dichtungen Georges, „ist doch damals der Dichter in mir geboren worden. Der Dichter [...] nur von sich selber bedingt [...] aber im Zentralen, Gestaltverleihenden gesichert und fest“<sup>27</sup> (Abb. 2). Um die Vermittlung seines Individuellen mit diesem „Zentralen, Gestaltverleihenden“, das er in einem anderen Essay über George als Identität von „Spracherneuerung“ und „Wesenserneuerung“<sup>28</sup> bezeichnet, war es ihm zeitlebens zu tun – bot doch Georges selbstgesetzte Welt kaum die Begriffe für eine Thematik



Abb. 2: „Dichterszug“ 1904: Links „Maximin“, daneben George als Dante; zweiter von rechts Wolfskehl als Homer

sierung von chthonischen Befindlichkeiten, Messiaserwartung oder mystischer Schau. Wenn Wolfskehl, der Poeta doctus, das „weltschaffende“ Dichterwort dennoch weniger einem göttergesättigten Jenseits entnahm, sondern dem Alt- und Mittelhochdeutschen, der Barockdichtung und mit den Jahren zunehmend den heiligen Schriften der Juden abzuwingen versuchte, so tat er dies seinem Selbstverständnis nach nicht als virtuoser Epigone, sondern eben „ab altare“, als „Künder“-Dichter, dem alles und damit auch alle große Dichtung zum potentiellen Offenbarungsträger eines „jenseits der Zeitsphäre“<sup>29</sup> Überdauernden gereicht:

Das Vorübergegangene ist solange bloßer Stoff und Bauschutt, als es nicht, sei es aufgerufen, hergezungen vom verwandten Gestaltungstrieb eines einzelnen Mächtigen oder einer Zeitrunde, wieder eintritt in den Ring des Geschehens“.<sup>30</sup>

Von 1893 an also fand Wolfskehl für gut zehn Jahre seinen Platz in der „Zeitrunde“ um den „Mächtigen“ George – als vielleicht einziger „Immertreuer“<sup>31</sup>, dem Loyalität nicht zu sklavischer Ergebenheit verkam. Während dieser Zeit erstritt George mit ihm und gemeinsamen Freunden wie Melchior Lechter (1856–1937) – Gestalter zahlreicher Werkausgaben Georges und auch Wolfskehls –, Richard Perls (1873–1898), Albert Verwey (1865–1937) und – wechselnd erfolgreich – dem heftig umworbenen Hugo v. Hofmannsthal seinen „Blättern für die Kunst“ ihren umstrittenen, aber sicheren Platz<sup>32</sup> in der deutschen Literatur. Wolfskehls dort erschienenen frühen Gedichte, bei Georg Bondi als „Gesammelte Dichtungen“ publiziert<sup>33</sup>, stehen noch weitgehend unter dem Formgesetz Georges. Doch deutet sich schon 1902/03 seine eigene – die jüdische – Thematik im Zyklus „An den alten Wassern“ an. Eigenständig erscheint auch sein Anteil an drei Auswahlgaben „Deutscher Dichtung“<sup>34</sup>, die er gemein-

sam mit George, gleichsam als letztgültige Sichtung des „ewigen Bestandes“, zwischen 1900 und 1902 herausgab.

Während Wolfskehls Gedichte in der literarischen Öffentlichkeit allenfalls als Randprodukte des Georgeschen „Ästhetenmandarins“ (Stefan Zweig) registriert wurden, wuchs ihm als Person allmählich jene Berühmtheit zu, die ihm für Jahre die Rolle eines „Zeus von Schwabing“ sicherte. Diese spezifische Präsenz im deutschen Geistesleben vom Ende der neunziger Jahre bis in den I. Weltkrieg hinein verdankte er einmal der Originalität seiner Persönlichkeit und dann seinem Spürsinn für geniale Begabungen, der dem George-Kreis zu so bedeutenden Geistern wie Friedrich Gundolf (1899) und Norbert von Hellingrath (1908), dem Inaugurator der Hölderlin-Renaissance, verhalf – ihm selbst zur Bekanntschaft und Freundschaft mit allem, was Rang, aber nicht in jedem Fall schon einen Namen hatte (Kandinsky, Klee, Kubin, Marc, Buber, Herzmanovsky-Orlando, Ricarda Huch, Spengler, Margarete Susman). Daß „München leuchtete“<sup>35</sup> – dazu trug Wolfskehl sein Teil bei, nachdem er sich um die Jahreswende 1898/99 zum zweiten Mal in der bayerischen Kunstmetropole angesiedelt hatte. In der Zwischenzeit hatte er in Italien, in Heidelberg sowie knapp drei Jahre in Berlin gelebt und sich schließlich mit Hanna de Haan (18.7.1878–7.3.1946), der Tochter eines in Darmstadt wirkenden holländischen Dirigenten verheiratet (Ende Dezember 1898). In den wechselnden Münchner Wohnungen des Ehepaars waren nicht nur Räume für den wohnsitzlosen „Meister Stefan“ reserviert – das „Kugelzimmer“, benannt nach einer kugelförmigen Milchglaslampe im 4. Stock des Hauses Römerstraße 16 (Wohnung 1909–19), erlangte einige Berühmtheit –, in ihnen traf sich auch die Münchner Kunstwelt<sup>36</sup> zu



Abb.3: Karl Wolfskehl. Scherenschnitt von Ernst Moritz Engert (nicht datiert)

wöchentlich stattfindenden Jours, zu Masken- und Faschingsfesten oder nur, um den Gastgeber in einer der einleitend genannten Rollen zu bestimmen:

Er erschien mir zuerst chaotisch, und ich fand mich in ihm nicht zurecht. Denn wenn er in ungehemmten Redefluß zuerst ein mittelalterliches Gedicht vortrug, um von diesem auf ein indisches überzugehen, von diesem aber auf die Sappho kam und einige Verse aus der Ilias erläuterte, nachher aber Bemerkungen über Dostojewski hinwarf und, während ich mir diese überlegte, schon bei Mallarmé angelangt war, um zuletzt Georges Verse zu preisen und in bittersten Zorn über die Gegenwart auszubrechen, war das Zentrum schwer zu finden, von dem aus dieser Überfluß regiert und geordnet war. [...] Der Haushalt seines Geistes war unübersehbar. Er sagte ungern nein, war für jedes Caféggespräch zu haben, konnte unzählige Menschen und unterhielt [...] in Schwabing ein gastliches Haus. Wann fand er Zeit, die unzähligen Bücher zu lesen, aus denen er seine Funde so freigebig mitteilte? Begreiflich, daß er auf der Straße nur im Sturmschritt mit wehendem, kaum zugeknöpften Mantel erschien und daß sein Wesen etwas von einem großen Zugvogel hatte, immer im Aufbruch nach einer anderen Hemisphäre.<sup>37</sup>

Dieser Erinnerung des Archäologen Ludwig Curtius ließe sich eine ganze Reihe ähnlichlautender Charakteristiken zur Seite stellen; vor allem für die Verfasser von Schlüsselromanen über die Schwabin-

ger Boheme der Jahrhundertwende ist Wolfskehl ein dankbares Objekt gewesen. Sie sind freilich vergessen, ausgenommen Franziska zu Reventlows reizvolles Opus-kulum „Herrn Dames Aufzeichnungen oder Begebenheiten aus einem merkwürdigen Stadtteil“ (1913).<sup>38</sup> Im Mittelpunkt dieses Romans steht die Beschreibung vom Aufstieg und Zerfall „einer der seltsamsten Bewegungen deutscher Geistesgeschichte“ (Schlösser)<sup>39</sup>, an deren Entstehung Wolfskehl maßgeblich beteiligt war. Wie viele Bewegungen war auch diese wenig mehr als eine mißverständene Lesefrucht. Im wesentlichen führte sie sich auf Bachofens „Mutterrecht“ (1861) zurück, das für die Nachwelt ausgegraben zu haben Wolfskehl ebenso beanspruchte wie Ludwig Klages (1872–1956), der Graphologe, Chemiker, spätere Kulturphilosoph und Zweite im Bunde. Der Dritte war Alfred Schuler (1865–1923), gewesener Archäologiestudent und auf Erossymbole spezialisierter Mythenforscher. Beide waren Wolfskehl schon 1893 von George vorgestellt worden. Dieser nahm zunächst wohlwollend Anteil an der neuen Bewegung der *Kosmiker*, die kurz nach Wolfskehls Einzug in München, Anfang 1899, entstand. Wolfskehl, vermutlich mit der Denkweise Bachofens am innigsten vertraut – zwei Arbeiten des Schweizer Gelehrten hatten sich in der väterlichen Bibliothek befunden<sup>40</sup> – könnte seinen Mitstreitern die mythologische Weltanschauung des „Mutterrechts“ ausgelegt haben. Diese vor allem unternahmen es dann, das chthonische, ekstatische und „kosmischen“ Offenbarungen willig hingeebene Menschentum der von Bachofen behaupteten mutterrechtlichen Kulturen gegen die abendländischen Glaubens- und Humanitätsideale auszuspielen. Während Klages die Wiederbelebung heidnischer Ursprünglichkeit in einem größeren Rahmen nicht für möglich hielt, bemühte sich

Schuler um eine Re-Etablierung spätrömischer Verhältnisse, in denen er den „kosmischen“ Bewußtseinszustand exemplarisch ausgebildet sah. Einig war man sich über die Verwerflichkeit der jüdisch-christlichen Vaterreligion und des Intellekts, die als lebensfeindlich bzw. zersetzend galten.

Dies alles mag Wolfskehls Verständnis von Geschichte als einer der Analyse entzogenen Folge götterweltlicher Manifestationen in ‚symbolfähigen‘ Zeiten und Individuen entgegengekommen sein. Darüber hinaus dürfte er sich von der „kosmischen“ Praxis mythisch beladener „antiker Feste“, kultischer Maskenzüge und als spätrömisch deklarerter Bacchanale visionäre Eingebungen erhofft haben. Dennoch bleibt schwer verständlich, daß ihm, dem Mitbegründer der Münchner zionistischen Ortsvereinigung (1899), dem Verfasser des Zyklus „An den alten Wassern“, dem Bewunderer Martin Bubers und Freund Margarete Susmans, die anti-judaistische Tendenz seiner Mitstreiter so wenig Anlaß zur Skepsis gab. Warum es ihn vier Jahre lang nicht störte und auch später kaum aufbrachte, daß Schuler wie Klages gerade im Judentum jenen patriarchalischen und intellektualistisch-zersetzenden Geist am Werke sahen, von dem sich ein wahrhaft „kosmisches“ Leben zu befreien habe, ist im Nachhinein kaum zu klären. Noch im Exil bestand ihm „Schulers Gestalt [...] in ihrer Fülle, ihrer Größe“ fort, setzte er den „glühenden jugendlichen Klages“<sup>41</sup> deutlich ab gegen den späteren antisemitischen Pamphletisten, der Wolfskehl in einer Einführung zu Schulers Nachlaß (1940) als „Sendling des Zionismus“<sup>42</sup> geschmäht hatte.

Im Januar 1904 kamen die Ressentiments der beiden in einem solchen Grade zum Ausbruch, daß ihnen Wolfskehl sein Haus verbot und sich aus Furcht vor tätlichen Angriffen mit einem Revolver versah. Ge-

orge, von Klages mit der Frage konfrontiert, was ihn „an Juda“ binde<sup>43</sup>, stellte sich noch einmal hinter den Paladin.

Doch wenige Monate später begann er, seine Haltung Wolfskehl gegenüber grundlegend zu ändern. George wurde sich „selber Welt“<sup>44</sup> und nahm jene Attitüde des unzugänglichen und unfehlbaren Zeitrichters an, die als sein Bild auf die Nachwelt gekommen ist. Schon der Bruch mit Klages und Schuler war mehr Symptom für eine Umorientierung Georges gewesen als eigentlich ein Akt der Loyalität Wolfskehl gegenüber. Die Beschränkung auf eine „Kunst für die Kunst“<sup>45</sup> hatte Georges Machtwillen auf Dauer nicht genügen können. Erst recht konnte die Einlassung auf Dionysos angesichts seiner Neigung zur Klassizität nur eine Episode sein. In der Tat hatte er zu diesem Zeitpunkt den unklaren Mythologemen und subhumanen Idealen der „Kosmiker“ seine Sympathie längst entzogen. Apoll war die Hoffnung, eine Jugend, in der das griechische Erbe der Schöngutheit mit dem deutschen des todverachtenden Heroismus zur Einheit kam. Dieser Hoffnung glaubte er mit dem sechzehnjährigen „Maximin“ (Maximilian Kronberger) zu einer exemplarischen Bestätigung verhelphen zu können. Doch am 4. April 1904 starb „Maximin“. Von nun an verschloß sich George auch jenen Stimmen, die er bis dahin noch toleriert hatte. In dem Toten sah er „den Gott“<sup>46</sup>, das Ideal des schlechthin vollendeten Menschen, als dessen Prophet er von nun an verstanden sein wollte. Im Zeichen „Maximins“ begann er, formbare Jünglinge um sich zu scharen; es entstand sein „Geheimes Deutschland“, dem er mit seinen noch folgenden Gedichtbänden die Gesetzesbücher gab. Dem Erzieher des Zukunftsmenschen konnte die freiheitliche Loyalität der alten Freunde nicht mehr genügen: Die Imitatio wurde nun zur Ordensregel.



In Verkennung oder Verdrängung dieser Gegebenheiten verpflichtete sich Wolfskehl gläubig dem neuen Ideal.<sup>47</sup> Weiterhin erschienen seine Gedichte in den „Blättern“ („Der Umkreis“, Bondi 1927), sprachlich der „messianischen Unruhe“ des „Künders“ nicht immer gewachsen, aber gerade in solcher Gespaltenheit symptomatisch für Wolfskehls nicht ablassende Bemühung um das seinem Weiterleben angemessene Wort. Weiterhin blieb er die Münchner Adresse Georges, weiterhin traf er sich mit ihm an verschiedenen Orten in Deutschland und Italien zu gemeinsamem Dichten. Und ganz im Einklang mit der jungen Jüngerschaft Georges formulierte er, alles andere als ein Patriot aus assimilatorischen Gründen, in einem offenen Brief an Romain Rolland, was er sich 1914, zu Beginn des Weltkriegs von diesem versprach:

Dieser ungewollte, uns aufgezwungene Krieg [...] hat hereinbrechen müssen für Deutschland und für die Welt europäischer Menschheit, um dieser Welt willen. Wir haben ihn nicht gewollt, aber er ist von Gott. [...] Es geht um alles, es geht um das Göttliche im Menschen, es geht um unseren Bestand und den Europas.<sup>48</sup>

Sehr im Gegensatz zu George sah Wolfskehl nur langsam ein, daß der I. Weltkrieg weniger jene ungewollte Gottesgabe war, die einem neuen Menschentum den Boden hätte bereiten können als eine sehr irdische Konsequenz des Wilhelminismus.

Doch war er in diesen Jahren längst nicht mehr der Engvertraute, wie das hellsichtige, aber bereits verfügende Urteil Friedrich Wolters' (1867–1930), seines eigentlichen Nachfolgers an Georges Seite, ahnen läßt:

[...] unbekümmert um Verderb, Mißbrauch oder Aufgang der Saat schüttete er die Schätze seiner reichen Natur in Gute und Schlechte: wer nicht faßte oder in jugendlichem Vertrauen zu viel verschlang, verdarb daran. Ihn selbst konnte nichts vernichten, solange seine Bahn um die einmal gefundene Mitte kreiste, mochte er bis an die äußersten Ränder

schwelgen, in Gluten des Rausches, in Gründe des Ekels tauchen, er faßte immer wieder den letzten Zipfel des Schleiers und rettete sich ins dichterische Gebild. Er hat tausend Menschen verschlungen und sich nicht übersättigt, tausend Abenteuer bestanden und sich nicht verzehrt, tausend Richtungen der Kunst geliebt und sich nicht vertan – seine Kraft, sein Urteil, seine Liebe kehrten wieder heim und blieben im Kerne heil. [...] Aus dem flackerigen Studenten, dessen Gaben noch schlummerten, wurde unter Georges Händen jenes Wesen, das in Jachheit und Glut seiner Rede und Gebärde am ehesten an die Propheten seiner Rasse gemahnt, getränkt mit dem Wein des heiligen Zornes und giftigen Ekels aus allen Bechern der Zeit bis auf den heutigen Tag.<sup>49</sup>

Ohne Zweifel konnte sich Wolters mit diesem Verdikt auf George berufen, der schon längst, wenngleich nur für Eingeweihte verständlich, seine Distanz gegenüber dem Gefährten der ersten Stunde zum Ausdruck gebracht hatte:

*Der horcher der wissner von überall  
Ballwerfer mit sternem im taumel und tanz  
Der fänger unfangbar – hier hatte geraunt  
Bekennenden munds unter milchigem glast  
Der kugel gebannt die apostelgestalt:  
„Hier fass ich nicht mehr und verstumme“.*<sup>50</sup>

Die Bedeutung Maximins für George – hierauf spielen die Zeilen aus dem programmatischen Gedicht „Geheimes Deutschland“ an – hatte Wolfskehl sehr wohl erfaßt, aber in der Tat enthielt ihm „der ewige Fug des Judenschicksals“<sup>51</sup> diesen germanischen Messias vor:

Von den „Kosmikern“ aus rassistischen Gründen verworfen, in seinen Hoffnungen auf den Zionismus als einer ausschließlich religiösen Erneuerungsbewegung nach und nach enttäuscht, von „tausend Menschen“ und „tausend Richtungen der Kunst“ vielleicht beeindruckt, aber kaum substantiell ergriffen, schließlich von George an die Peripherie des „Neuen Reiches“<sup>52</sup> verwiesen – das galt ihm als „Fug“ und Prüfung und Auftrag zugleich: „Wirf in die freie dich! der brise glaub!“<sup>53</sup>

Die Nachkriegsjahre standen für ihn, seine Frau Hanna und die beiden Töchter Renate (\*1899) und Judith (\*1901) im Zeichen finanzieller Schwierigkeiten. Von 1922/1925 verdingte er sich in Florenz als Hauslehrer, und auch die folgenden Jahre sahen ihn nur als häufigen Gast bei seiner Familie, die seit 1919 das Gut Kiechlingsbergen am Kaiserstuhl bewohnte. Er betätigte sich, zumeist von München aus, als Feuilletonist für renommierte Blätter wie die „Frankfurter Zeitung“ (Gesammelte Abhandlungen „Bild und Gesetz“, Berlin-Zürich 1930), als Übersetzer (Nibelungenlied 1922, Libretto zu „Figaros Hochzeit“ 1924, De Coster: Ulenspiegel 1927 u. a.) sowie als Berater (ab 1920) und Leiter (1923–1933) der Münchner „Rupprecht-Presse“, eines kleinen Bibliophilen-Verlages.

Am 17. September 1929 erschienen in fast allen deutschen Tageszeitungen Ehrungen zu seinem sechzigsten Geburtstag. Am 29. September schrieb er an Verwey, seinen vertrautesten Freund neben Gundolf und Lechter:

Lieber Albert, dieser Brief ist sehr vertraulich! Sie sehen die Entwicklung der politischen und wirtschaftlichen Dinge in Deutschland. Sehr eingreifende Veränderungen des jetzt noch geltenden Status stehen vor der Thür. Zunächst Maßregeln jeder Art gegen die Juden, neben dem vermutlich sehr stark einsetzenden faktischen Terror noch Berufs- und Bewegungsbeschränkungen schärfsten Charakters.<sup>54</sup>

Als erster Jude Münchens hat er am 27. Februar 1933 die Konsequenz aus diesen Vorahnungen gezogen; mit nur einem Handkoffer als Gepäck<sup>55</sup> bestieg er den Zug nach Basel.

Seine Hoffnung, George doch noch einmal nahezukommen, erfüllte sich nicht. Zu dem Sterbenden wurde ihm der Zutritt verwehrt, worunter er bis an sein Lebensende gelitten haben soll.

Im Herbst 1934<sup>56</sup> erschien zum letzten Mal vor dem Ende der Hitler-Diktatur, zum letzten Mal auch vor Wolfskehl's Tod,

ein Werk von ihm in Deutschland, der jüdische Zyklus „Die Stimme spricht“ (im Schocken-Verlag):

*Herr! Ich will zurück zu Deinem Wort.*

*Herr! Ich will ausschütten meinen Wein.*

*Herr! Ich will zu Dir, ich will fort.*

*Herr! Ich weiss nicht aus und nicht ein!*

*Ich bin allein.*<sup>57</sup>

Während unruhiger Jahre in der Schweiz und in Italien, der ‚Urheimat‘ seines Geschlechts, aus der ihn schließlich 1938 sein „Europaekel“, noch mehr die Drohung des Faschismus in die „Ultima Thule der Antarktis“<sup>58</sup> vertrieb, schickte der Dichter sich an, die Summe seiner Existenz zu ziehen; in Margot Ruben (1908–1980) fand der nahezu Blinde 1934 den Menschen, der diese Summe festzuhalten bereit war und ihn ins neuseeländische Exil begleitete.

„Der ewige Fug des Judenschicksals“ ist das Hauptthema der letzten zehn Jahre. Die Ineinssetzung seiner Einsamkeit mit der Einsamkeit Hiobs, des Urbildes jüdischer Erlösungssehnsucht, verdichtete sich Wolfskehl mit der Zeit zur Gewißheit – und zum Trost –, das Schicksal Hiobs für sein Jahrhundert exemplarisch gelebt zu haben und mit seinem Werk bezeugen zu können. Auch was ihm von jeher Überzeugung gewesen war, empfand er nun als erlebbare Realität: „die Wirklichkeit der Götter“ im Wort des Dichters. Allein im Gedicht, so wollte es nunmehr das Selbstverständnis Wolfskehls, schenkt sich dem Dichter die Entbindung vom eigenen, in der Welt leidenden Ich und die ersehnte Neugeburt in der Sphäre weltgestaltender Kräfte. Der Dichter erscheint als „die höchste Verwirklichung der göttlichen Schöpferkraft im Irdischen [...]. Durch Gestaltung überwindet der Dichter das auferlegte Fatum in der Form, dem primären Prinzip der Dichtung.“ (Grimm)<sup>59</sup> Produktivität stellt sich dem greisen Wolfskehl als Mittel und Zweck in einem

dar. Mittel ist das Wort, der „Mantel“ des Dichters, in seiner Eigenschaft als Instrument zur Lebensbewältigung. Darüber hinaus aber erweist es sich als jene ‚eigentliche‘ Wirklichkeit, in der erlittenes Leben als Symbol die Zeiten überdauert, als Endzweck der dichterischer. Existenz:

*Umbreite dich als deinen Mantel, innen  
Du selbst dir Herzpunkt,  
rings von dir umwallt,  
Und willig einzugehn.  
Doch nicht verrinnen  
Wie Höhnrauch sollst:  
sink in dich Nam, Gestalt*

*Völlig bewahrend, und der Mantel fahre  
Spät erst dir nach, den Späten ein Gesicht,  
Zeugnis und Abbild langer Leidensjahre,  
Bis blauer Meerwind seinen Glimmer  
bricht.<sup>60</sup>*

Am 30. Juni 1948 starb Karl Wolfskehl in Auckland. Er wurde auf dem Friedhof Waikumete nahe der Stadt beigesetzt. Auf der Grabplatte steht sein Name in deutscher und hebräischer Schrift. Darunter: EXUL POETA.

### Anmerkungen

<sup>1</sup> Mein Dank gilt dem Deutschen Literaturarchiv Marbach (namentlich Frau Cornelia Blasberg und Herrn Hans Eggert Schröder), Frau Heinisch vom Universitätsarchiv Gießen und der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart für ihre Unterstützung. Herrn Josef Köllhofer (Kiechlinsbergen) und Frau Gustel Wager (Gießen) habe ich für die großmütige Bereitstellung handschriftlicher Dokumente zu danken, den Herren Dr. Friedhelm Häring (Gießen), Hans J. Klein (Friedberg) und Prof. Dr. Conrad Wiedemann (Gießen) für vielfältige, zahlreichen Freunden für einzelne wertvolle Hilfen.

<sup>2</sup> Noch nicht publiziert.

<sup>3</sup> GA., S. 121 (1937).

<sup>4</sup> George, W.I., S. 427 (Geheimes Deutschland).

<sup>5</sup> Vgl. George, W.I., S. 382f und GW.I, S. 281f (Lebenslied) sowie S. 227

<sup>6</sup> GA., S. 129 (Januar 1938).

<sup>7</sup> Koll., S. 37 (Frederick P. Bargebuhr: Karl Wolfskehl. Deutscher Dichter und Jude).

<sup>8</sup> GA., S. 110 (1936).

<sup>9</sup> Vgl. George, W.I, S. 427 (Geheimes Deutschland).

<sup>10</sup> GW. I, S. 223.

<sup>11</sup> Vgl. GW. I, S. 129.

<sup>12</sup> BR., S. 327 (Nr. 204).

<sup>13</sup> Vgl. GW. I, S. 217 (Lebenslied); GW. II, S. 574; Salin, S. 163; Schlösser, S. 144.

<sup>14</sup> Vgl. GW. II, S. 255 (Stefan George und der Mythos).

<sup>15</sup> BR., S. 311 (Nr. 193).

<sup>16</sup> Es folgten Margarethe (1871–1904) und Eduard (1874–1943 im KZ). 1877 heiratete Otto Wolfskehl die Pianistin Lilly Schulz, Tochter eines Obersten und nicht, wie Bargebuhr (S. 35, siehe <sup>7</sup>) meint, eines Pfarrers. Zur Familiengeschichte und zur bedeutenden Gestalt Otto Wolfskehls siehe Schlösser, S. 119 u. S. 144ff.

<sup>17</sup> Zu einer Begegnung mit Stefan George, der das LGG. von 1882 bis 1888 besuchte und während dieser Zeit auch in Darmstadt wohnte, ist es nicht gekommen.

<sup>18</sup> BRA., S. 7 (Vorwort Ruben) und Koll., S. 55 (Ruben: Erinnerungen an Neuseeland).

<sup>19</sup> BR., S. 286 (Nr. 179).

<sup>20</sup> GW. I, S. 218.

<sup>21</sup> Vgl. BRA., S. 185.

<sup>22</sup> Salin, S. 165.

<sup>23</sup> GW. II, S. 261 (Stefan George und die Welt).

<sup>24</sup> GW. I, S. 101.

<sup>25</sup> George, W.I, S. 148f.

<sup>26</sup> GW. I, S. 60.

<sup>27</sup> BRA., S. 185f (Begegnung mit Stefan George, 1928).

<sup>28</sup> GW. II, S. 255 (Stefan George und der Mythos).

<sup>29</sup> BR., S. 317 (Nr. 196).

<sup>30</sup> GW. II, S. 255, siehe <sup>28</sup>.

<sup>31</sup> GW. I, S. 219.

<sup>32</sup> Die Zsr. erschien m. U. in XII Jahrgängen (= Folgen) zu je 5 Bänden vom Okt. 1892 bis zum Dez. 1919. Nachdruck Düsseldorf u. München: Küpper 1968.

<sup>33</sup> Erweitert in GW.I – darin, bzw. GW. II auch sämtliche im folgenden angeführten Publikationen zu Lebzeiten.

<sup>34</sup> I. Jean Paul. Ein Stundenbuch für seine Verehrer (1900), 2. Goethe (1901), 3. Das Jahrhundert Goethes (1902; Nachdruck Düsseldorf u. München: Küpper 1964).

<sup>35</sup> Thomas Mann: Gladius Dei.

<sup>36</sup> Nach einem Hinweis von Frau Judith Köllhofer-Wolfskehl† waren die Gesellschaften bei Wolfskehl nicht weniger gefragt als die in den Häusern Furtwängler und Piloty. Mit Rücksicht auf gemeinsame Gäste habe man die Termine der Jours aufeinander abgestimmt.

- <sup>37</sup> Schlösser, S. 19f.  
<sup>38</sup> Wieder abgedruckt in: F. zu Reventlow, Romane. München/Wien: Langen Müller 1976 (S. 99–250).  
<sup>39</sup> Schlösser, S. 127.  
<sup>40</sup> Schlösser, S. 119.  
<sup>41</sup> BR., S. 254 (Nr. 155).  
<sup>42</sup> Schlösser, S. 137.  
<sup>43</sup> Ebenda.  
<sup>44</sup> Vgl. GW. II, S. 253, siehe <sup>28</sup>.  
<sup>45</sup> Blätter f. d. Kunst I/1, Okt. 1892 (Einleitung).  
<sup>46</sup> George, W. I, S. 279 (Maximin – Künfttag I).  
<sup>47</sup> Im Gegensatz etwa zu dem holländischen Dichterefreund Verwey, dessen demokratischer Gesinnung das neue Konzept von Führertum und Gefolgschaft nicht eingehen mochte.  
<sup>48</sup> Schlösser, S. 218f.  
<sup>49</sup> Wolters, S. 69.  
<sup>50</sup> Siehe <sup>4</sup>.  
<sup>51</sup> BR., S. 285 (Nr. 179).  
<sup>52</sup> Die seit dem „Stern des Bundes“ (1913) entstandenen Gedichte erschienen 1928 unter dem programmatischen Titel „Das Neue Reich“.  
<sup>53</sup> GW. I, S. 110.  
<sup>54</sup> W.–V., S. 245.  
<sup>55</sup> Die ca. 12000 Bde. umfassende Bibliothek Wolfskehl's (zahlreiche EA aus Barock u. Romantik) übernahm der Schocken-Verlag. Gegenleistung war eine Rente auf Lebenszeit, von der Wolfskehl jedoch mehr schlecht als recht existierte.  
<sup>56</sup> Da der Schocken Verlag bis 1938 in Deutschland – unter zunehmenden Repressalien – produzieren durfte, konnte 1936 noch eine 2. Auflage in Druck gehen. Vgl. dazu: Ingrid Behlke (Hrsg.), In den Katakomben. Jüdische Verlage in Deutschland. Marbach/N. 1983 (= Marbacher Magazin 25), S. 10–13.  
<sup>57</sup> GW. II, S. 129.  
<sup>58</sup> CP. XLI, S. 23.  
<sup>59</sup> Grimm, S. 14.  
<sup>60</sup> GW. I., S. 220 (Hinfahrt).

## Quellen- und Siglenverzeichnis

*George, Stefan*: Werke. Ausgabe in zwei Bänden. Band I, München und Düsseldorf: Küpper 1958. Sigl.: George, W.I.  
*Grimm, Gunter*: Karl Wolfskehl. Die Hiob-Dichtung, Bonn: Bouvier 1972 (= Abhandlungen zur Kunst-, Musik- und Literaturwissenschaft 116). Sigl.: Grimm.  
*Klussmann, Paul Gerhard, Jörg-Ulrich Fechner und Karlhans Kluncker* (Hrsg.): Karl Wolfskehl Kolloquium. Vorträge – Berichte – Dokumente, Amsterdam: Castrum Peregrini 1983. Sigl.: Koll.

*Salin, Edgar*: Um Stefan George. Erinnerung und Zeugnis, München und Düsseldorf: Küpper <sup>2</sup>1954. Sigl.: Salin.

*Schlösser, Manfred* (Hrsg.): Karl Wolfskehl 1869–1969. Leben und Werk in Dokumenten (Katalog zur Ausstellung in der Hessischen Landes- und Hochschulbibliothek Darmstadt 1969), Darmstadt: Agora 1969. Sigl.: Schlösser.

*Wolfskehl, Karl*: Zehn Jahre Exil. Briefe aus Neuseeland 1938–1948. Hrsg. u. eingeleitet von Margot Ruben. Nachwort Fritz Usinger, Heidelberg/Darmstadt: Lambert Schneider 1959 (= 13. Veröffentlichung der dt. Akademie für Sprache und Dichtung). Sigl.: BR.

*Wolfskehl, Karl*: Kalon bekawod namir – „Aus Schmach wird Ehr“, Castrum Peregrini XLI, Amsterdam 1960. Sigl.: CP.XLI.

–Darin (S. 91–148): *Margot Ruben/Karl Wolfskehl*, Gespräche und Aufzeichnungen 1934–1938. Sigl.: GA.

*Wolfskehl, Karl*: Gesammelte Werke. Zwei Bände. Hrsg. Margot Ruben und Claus Victor Bock, Hamburg: Claassen 1960. Sigl.: GW.I/II.

*Wolfskehl, Karl*: Briefe und Aufsätze. München 1925–1933. Hrsg. u. eingeleitet von Margot Ruben, Hamburg: Claassen 1966. Sigl.: BRA.

*Wolfskehl-Verwey*. Die Dokumente ihrer Freundschaft 1897–1946. Hrsg. Mea Nijland-Verwey, Heidelberg: Lambert Schneider 1968 (= 40. Veröffentlichung der dt. Akademie für Sprache und Dichtung). Sigl.: W.–V.

*Wolters, Friedrich*: Stefan George und die Blätter für die Kunst. Deutsche Geistesgeschichte seit 1890, Berlin: Bondi 1930. Sigl.: Wolters.

## Bildnachweis

Abb. 1 ist entnommen aus M. Schlösser, Karl Wolfskehl 1869–1969 (s. o.), Bildanhang.

Abb. 2: Nachphoto aus Robert Boehringer, Mein Bild von Stefan George, 2 Bde., München 1951, Bd. II, S. 88.

Abb. 3: Der Engertsche Scherenschnitt ist vom Original (Stadtbibliothek München) abphotographiert.

## II

### Aus den Lebenserinnerungen Georg Edwards

Der glücklose Dichter und spätere Bibliothekar Georg Edward (eig. Daniel Eduard August Geilfus, 1869–1969) und der Schriftsteller Alfred Bock (1859–1932) scheinen Wolfskehls engste Vertraute in Gießen gewesen zu sein. Während die Freundschaft mit Bock bis zu dessen Tod lose weiterbestand, war die zu Edward aufgrund ästhetischer Differenzen nur von kurzer Dauer. Mit Edwards Auswanderung nach Amerika Mitte Mai 1893 war auch die Freundschaft im wesentlichen beendet. Ihr Beginn ist in den Frühherbst 1892 zu datieren. Es sei noch vermerkt, daß Wolfskehls und Edwards Schilderungen der ersten Begegnung nicht miteinander übereinstimmen. Freilich, dies haben meine Quellenforschungen ergeben, ist keine der beiden Varianten verifizierbar.

*Die folgenden Passagen sind entnommen aus: Georg Edward, „Die ersten zwanzig Jahre meines Lebens“. Unveröffentlichtes Typoskript von 1963 (Privatbesitz Frau Gustel Wagner, Gießen), S. 68–74.*

Eines Morgens, nicht lange nach meiner Zusammenkunft mit Stefan George, als ich in der Universitätsbibliothek saß und in ein Werk über arabische Dichter vertieft war, stellte sich mir ein hochgewachsener junger Herr mit dicken Brillengläsern vor, der sich Karl Wolfskehl nannte. Er hatte einen Freund namens Georg Fuchs bei sich und erzählte stotternd, Fuchs habe eben einen Roman „Die Dornenkrone“ veröffentlicht, ob ich nicht so freundlich sein wolle, eine Besprechung für eine Zeitung oder eine Zeitschrift zu schreiben. Wolfskehl war mir schon vorher aufgefallen, man hatte mir gesagt, sein Vater sei früher Bankier gewesen, lebe jetzt von seinem Geld und sei Präsident der Darmstädter Handelskammer. Ich nahm das Buch von Georg Fuchs mit nach Hause, aber schon nach fünfzig Seiten merkte ich, daß es eine ganz unreife Arbeit war, weshalb ich es ablehnte, eine Besprechung zu schreiben. Wolfskehl und Fuchs machten mir ein paar Tage später einen Besuch, und das war der Anfang meiner lebenslangen Freundschaft

mit dem klügsten und gebildetsten Menschen, der mir je begegnet ist. Er kam schon am nächsten Tage wieder zu mir, und von da an waren wir fast täglich zusammen.

Wolfskehl war ein schöner Mensch, groß, schlank, schwarzhaarig mit einem mächtigen Vollbart, aber er mußte sich ein Buch unmittelbar an die Augen halten, wenn er darin lesen wollte, denn er war sehr kurzsichtig. In den Gemäldegalerien, die wir gemeinsam besuchten, drückte er sein Gesicht fast auf die Bilder, um den Namen des Künstlers entziffern zu können. Trotz diesem Leiden, das ihm großen Kummer bereitete, war er fabelhaft belesen, und unter den wichtigen Werken der Weltliteratur gab es keins, das er nicht gekannt hätte. Er war nur drei Monate älter als ich und studierte auf der Ludwigs-Universität.

Wenn das Wetter regnerisch war, kamen wir gewöhnlich in meinem Arbeitszimmer zusammen, sonst machten wir Ausflüge in die großen Wälder der Umgegend. Manchmal nahm Alfred Bock teil daran, mit dem wir beide befreundet waren und den wir zusammen besucht hatten. Waren wir aber nur zu zweit, so suchten wir uns eine geschützte Stelle im Felde oder im Walde und lasen einander etwas vor, worüber wir nachher unsere Gedanken austauschten. Ich besaß ein kleines Exemplar des Alten Testaments, aus dem Wolfskehl mit Vorliebe laut vorlas, er hatte etwas vom Propheten und Seher und las in feierlichem Tone, wobei er jedoch ins Stottern geriet, wenn ihn etwas ergriff oder erregte. Ich las gewöhnlich ein Kapitel aus Nietzsches „Zarathustra“, der uns damals wie eine Offenbarung anmutete und über den wir uns trotzdem beinahe in die Haare geraten wären, weil ich erklärte, ich kenne nichts Häßlicheres und Roheres als die Zeilen, in denen er den deutschen Männern den Rat gebe, die Peitsche nicht zu vergessen, wenn sie zu einer Frau gehen.

Sehr hübsch zitierte Wolfskehl Verse aus der „Kalewala“, die ich längst kannte. Je länger ich übrigens mit ihm zusammen war, desto mehr überraschte es mich, wieviel ich ebenfalls gelesen hatte. In Mainz auf dem Gymnasium hatte ich angefangen, mich mit fremden Literaturen zu beschäftigen und hatte es nie aufgegeben. Wenn Wolfskehl Verse aus der „Hama-sa“ hersagte, konnte ich ihm mit Versen aus Firdusis „Schahmane“ aufwarten. Es war für uns beide eine glückliche Zeit.

Unsere Spaziergänge fanden häufiger bei Nacht statt als am Tage. Wolfskehl hatte eine besondere Vorliebe dafür, und wir wanderten weit ins Land hinaus und kehrten erst bei Sonnenaufgang nach Hause zurück. Da es zwecklos gewesen wäre, Bücher mitzunehmen, pflegte Wolfskehl unterwegs Stellen aus allen möglichen Dichtern zu zitieren, er besaß ein fabelhaftes Gedächtnis und wußte vieles auswendig, was er nur einmal gehört oder gelesen hatte. Natürlich erlebten wir

bei unserem nächtlichen Umherschweifen allerlei Abenteuer. Einmal kam uns in der Nähe von Krodorf ein Bauernmädchen nachgelaufen und erzählte atemlos, ein betrunkenen Kerl habe sie angefallen, und sie habe Angst, er möge ihr folgen. Ob sie ein Stück Weges mit uns gehen dürfe? Wolfskehl geriet in große Aufregung und spielte den Kavalier, reichte der jungen Dame den Arm, faßte seinen Stock fester und erklärte, er werde jeden kalt machen, der seiner Dame zu nahe komme. Wir brachten die erschrockene Jungfrau bis an ihr Elternhaus, wo ihre Mutter vor dem Hoftor stand und Mund und Augen aufriß, als sie ihre Tochter am Arme eines hochgewachsenen Herrn mit einem schwarzen Bart zu sich zurückkehren sah. Wolfskehl bedauerte nachher, daß er sie als tugendhafter Kavalier behandelt habe, das Abenteuer hätte sehr hübsch ausgehen können. Dabei habe er die junge Dame nicht einmal nach ihrem Namen gefragt, und er wußte auch nicht, ob sie schön oder häßlich war, denn bei der herrschenden Dunkelheit habe er sie nicht sehen können, aber er habe wenigstens gefühlt, daß sie sehr mollig war. Übrigens muß ich sagen, daß Wolfskehl, auch wenn er stets in den Wolken schwebte, sehr menschlich wurde, wenn es sich um das Ewig-Weibliche handelte. Er tanzte anfangs viel auf den Bällen des Gießener Gesellschafts-Vereins, beklagte sich aber darüber, daß seine Tänzerinnen ihn mit dummen Fragen langweilten. Er sei doch kein Konversations-Lexikon, sagte er. Am Ende gab er das Tanzen auf.

Bei unseren nächtlichen Spaziergängen gerieten wir einmal zwischen dem Fuß des Vetzberges und Rodheim in dichten Nebel, verirrten uns und gelangten in einen weiten Wiesengrund, und Wolfskehl rutschte bis zu den Knien in einen kleinen Bach, aus dem ich ihn mühevoll aufs Trockne ziehen mußte. Auch auf den Felsen oben auf dem Wettenberg waren wir in einer dunklen Nacht geklettert. Es war eigentlich ein Ringwall, auf dem ehemals Gericht gehalten wurde. Wir hatten Wolfskehls Mops mitgenommen und mußten ihn abwechselnd tragen, da er an Asthma litt. Plötzlich wurden wir von einem Schneesturm überrascht, und der Mops fing aus Angst an zu wimmern, und sein Herr wimmerte aus Mitleid mit. Ich steckte das kleine Ungetüm unter meinen Mantel an meinen Busen, wo er sich rasch beruhigte und sich wohl zu fühlen schien. Unsere Mäntel – es war Anfang Dezember – wurden so schwer vom Schneewasser, daß man glauben konnte, sie bestünden aus Blei. Der Mops, dessen Namen ich leider vergessen habe, spielte überhaupt eine wichtige Rolle in Wolfskehls Leben. Wenn irgendwo eine Katze auftauchte, geriet Wolfskehl in Jagdeifer, warf Steine in die Äste des Apfelbaums, auf den das arme Tier sich geflüchtet hatte, und ich habe mehr als einmal erlebt, daß er eine Stunde und länger versuchte, eine Katze zum Herun-

terkommen zu bringen, so daß der Erdboden unter dem Baume am Ende mit hunderten von Steinen und Ästetrümmern bedeckt war. Übrigens hatte der Mops auch noch andere Arbeiten zu erfüllen. Wenn sich nämlich Wolfskehl über etwas ärgerte, packte er ihn hinten am Halse und schüttelte ihn, nachdem er ihn aufgehoben hatte, als ob er die Ursache seines Ärgers sei. Trotzdem war Wolfskehl ein großer Tierfreund. Später in Florenz besaß er eine große Schildkröte, die er aus Mitleid einem Manne auf der Straße abgekauft hatte und die er pflegte und mit der er trauerte, wenn sie sich den Magen verdorben hatte. Gleich nachdem wir miteinander bekannt geworden waren, hatten wir Alfred Bock einen Besuch abgestattet, der genau zehn Jahre älter war als wir. Er war ein hochtalentierter, vielseitiger Mensch, ein vorzüglicher Gesellschafter und Plauderer. Wenn Karl Wolfskehl und ich in seinem schönen Hause in der Marburger Straße seine und seiner liebenswürdigen, hübschen Gattin Gäste waren, erfreute er uns gewöhnlich durch sein schönes Spiel auf dem Flügel. Er arbeitete damals an Erzählungen, Gedichten und Essays. Im Feuilleton der „Frankfurter Zeitung“ veröffentlichte er eine Anzahl Artikel über das Verhältnis der großen deutschen Dichter zur Musik. Wie ich hatte er unter dem Spott unserer Gießener Mitbürger zu leiden, die es einem Geschäftsmanne nicht verziehen, daß er sich mit Literatur beschäftigte. Glücklicherweise war er fest davon überzeugt, daß er ein großes Talent sei und ließ sich durch spießbürgerliche Witze nicht irre machen. Später wurde er einer unserer großen Volkschriftsteller. Einmal unterhielten wir uns über die Frage, warum Gießen nur so wenige Dichter und Schriftsteller hervorgebracht habe. Da war vor allem Johann Balthasar Schupp oder Schuppilus, der im Gebäude der Hirschapotheke auf dem Marktplatz geboren war und der außer zahlreichen satirischen und moralischen Schriften vor allem eine Erzählung „Corinna“, die Geschichte einer tugendhaften Kurtisane, verfaßt hatte und damit der deutschen Literatur die erste künstlerische Novelle geschenkt hat. Erst mehr als zweihundert Jahre später betrat Ernst Eckstein mit seinen humoristischen Erzählungen und großen Romanen die literarische Bühne, dem Alfred Bock folgte, dessen Sohn Werner den Vater als Lyriker um vieles übertraf. Das sind nur vier Namen, aber Karl Wolfskehl meinte, solche Männer seien eine Ehre für eine Stadt, nicht aber hohe Häuser und breite Straßen. Die gäbe es überall. Mein Freund Alfred Bock hatte viel an mir auszusetzen. In Gegenwart von Wolfskehl sagte er einmal zu mir, mein lyrisches Talent sei sehr schwach, ich sei aber ein guter Übersetzer. Und als ich ihm das aus sozialen Gefühlen heraus entstandene Gedicht „Ein letztes Gebet“ zeigte, erklärte er, ich solle um Gotteswillen aufhören zu dichten, meine Sprache sei „zu gemein“.

Eines Tages geschah dann etwas Unerwartetes. Ich hatte Karl Wolfskehl die Gedichte von Stefan George gegeben, und schon am nächsten Morgen in aller Frühe kam er in höchster Aufregung an mein Bett gestürzt; er war so hingerissen und erschüttert von den Versen, daß er ausrief, in der ganzen deutschen Literatur gäbe es nichts, was daran heranreiche. Er schrieb darauf einen begeisterten Brief an George, und damit begann der innige Verkehr zwischen diesen beiden bedeutenden Menschen, der bis zum Tode Georges dauerte. Ich persönlich habe es sehr bedauert, daß Wolfskehl so ganz im Werk Georges aufging. Er war ein viel versatilerer Geist als George, viel gebildeter, geistreicher und witziger, und nicht geschaffen, in den engen Grenzen zu leben, die George allen seinen Anhängern und also auch Wolfskehl vorschrieb und auf deren Beachtung er rücksichtslos bestand. Für mich selbst bedeutete Wolfskehls Übergang zu George einen großen Verlust. Wolfskehl hatte großes Interesse an meinen poetischen Bestrebungen bewiesen. Ich schrieb damals Balladen, von denen mehrere später in der Berliner „Deutschen Dichtung“ veröffentlicht wurden und von denen Wolfskehl begeistert war. Ich erinnere mich, daß er noch später aus Darmstadt an mich schrieb, mein „Thord Bonde“ sei großartig, obwohl er bereits ganz im Georgeschen Kielwasser schwamm. Nachdem er mit dessen Poesie bekannt geworden war, las er mir eines Tages ein paar von sich verfaßte Gedichte vor, die mir sofort sein hervorragendes lyrisches Talent bewiesen. Meine „Jagd im Ettrickforst“, die ich wenige Tage, ehe ich mit ihm bekannt geworden war, gedichtet hatte, lobte er ungemein, aber nachdem er eine intimere Korrespondenz mit George begonnen hatte, schrieb er mir, ich solle aufhören, Lieder und Balladen zu schreiben, sondern mir George zum Vorbild nehmen. Als ich

ihm dann „Die Klage des Königs“ sandte, lehnte er das Gedicht rundweg ab. Später hat der frühere Ministerpräsident Ferdinand Werner, der Herausgeber mehrerer Bände mundartlicher hessischer Gedichte, es als eins meiner schönsten bezeichnet. Um diese Zeit trat ich auf Wunsch von Oberbibliothekar Haupt als Volontär in die Universitätsbibliothek ein. Aber noch ehe der letzte Tag des Monats angebrochen war, hatte ich einen Streit mit meinem Vater, und noch in derselben Nacht reiste ich nach Frankfurt und begann, mich am nächsten Morgen nach einer Stellung umzusehen. Intendant Claar bot mir eine solche als Dramaturg am dortigen Schauspielhaus an, und ich hätte sie auch angenommen, hätten nicht zwei seiner hervorragendsten Schauspieler mir dringend davon abgeraten, weil ich nicht ahne, was für eine intrigante Bande ihre lieben Kollegen seien. Ich reiste mit Empfehlungsbriefen nach Darmstadt, nach Mainz und Stuttgart, aber alles war umsonst. Da erreichte mich ein Eilbrief von Doktor Fiodor Mamroth, dem mir befreundeten Feuilleton-Redakteur der „Frankfurter Zeitung“, der mir schrieb, die „Weser-Zeitung“ habe bei der „Frankfurter Zeitung“ angefragt, ob der Korrespondent dieser Zeitung nicht auch für die Bremer Zeitung Berichte über die bevorstehende Chicagoer Weltausstellung schreiben könne. Die „Frankfurter Zeitung“ habe dieses Ansinnen abgelehnt, er, Doktor Mamroth, habe mich dafür der „Weser Zeitung“ vorgeschlagen, er glaube, das wäre etwas für mich. Ich erhielt die betreffende Stellung, blieb noch ein paar Tage in Mainz, wo Wolfskehl mich am Tage vor meiner Abreise noch einmal besuchte, und an einem Maimorgen fuhr ich mit dem Rheindampfer nach Köln und von da mit der Bahn nach Antwerpen, von wo ich mit dem Red Star-Dampfer „Westerland“ nach New York segelte. [...] 7. Juli 1963